

Tirol

Mona Körte

Die Erinnerung hat alle Verluste nach Tirol verschoben. Von unserem Betonrohbau führt ein kurviger Weg zur Großmutter. Bereits am Pass verstummen wir, noch bevor uns die Selbstgespräche der Oma entgegenschallen. Sie hört schlecht und antwortet auf jede Frage mit: »Ach, ihr kleinen Dummen«. »DUMMEN, UMMEN, Umme, mme« schallt es von den Wänden der Alpen, der Mutter Angst vor dem Gebirge ist die einzige Angst, die wir nicht teilen. Diese Wände heben alles auf, im Sommer Schnee und Eis, die verfangene Stimme der Oma, und keine atmosphärische Verschiebung wird je etwas daran ändern.

Nach unserer Ankunft rächen wir uns für diesen einzigen an uns gerichteten Satz, indem wir die Oma belauschen. Von unserem Zimmer im ersten Stock können wir sie durch das Ofenrohr in der Küche hantieren und reden hören. Tageweise ist sie mit den verschiedensten Generationen im Gespräch, denen sie lautstark klarmachen muss, dass in ihrem Haus nicht gestritten wird. Sie unterbricht ihr Gespräch, öffnet die Ofenklappe, schüttet Eierkohlen hinein und schimpft auf den Kohlenstaub, der seit 35 Jahren danebenfällt. In Wirklichkeit lässt dieser sie zu Kehrschaufel und Besen, der Haare lassende Feger sie zum Staubsauger, der volle Beutel sie unter die Spüle greifen, wo sie wie zufällig die Briefe ihres Mannes entdeckt. Sie streichelt den Fund, der überraschend und vertraut von nichts besonderem spricht.

Sie wundert sich, woher wir wissen, was in ihrer Speisekammer ist, obwohl wir sie doch noch nie von innen gesehen haben. Große Klumpen hängen am Galgen, wir können nicht wissen, dass es Schinkenstücke sind. Diese Großmutter müsste das Märchen von Hänsel und Gretel endlich auslösen. Sie isst uns nur nicht, weil sie Menschen nicht mag.

Lena schlägt sich den Zahn an der Treppe aus, während ich in Großmutterns Arbeitszimmer mit dem Ohr zur Sonne sitze. Davor habe ich ihr in den Grießpudding gekotzt, weil man – wie sie fand – auch mit Krankheit zu Tisch kommt. »Krankheit haben« ist ein Ausdruck, der in ihrem Haus zu uns gehört. Trotzdem sind wir gerne bei ihr, wegen der Nachbarin Frau Pawlowski, die singend in ihrem Gartenteich liegt, mit einer Seerose auf jeder Brust und einer Merkwürdigkeit auf dem Kopf. Nach

dem Baden hält sie ihre Pfannen zum offenen Küchenfenster hinaus und fragt in die bohrenden Augen meiner Großmutter hinein, ob sie sauber seien. Mit ganzer Kraft versucht die Großmutter nicht mehr hinzusehen, aber irgendwann bleiben ihre Augen wie magnetisch an den schwarzen Scheiben hängen, und sie sieht durch sie hindurch in eine Zeit, wo die Nachbarin ein nicht nur privates, sondern öffentliches Ärgernis war.

Abends spuckt Großmama ihr giftige Vogelbeeren in den Teich, die Seerosen stört das nicht. Hinter dem Haus buckelt sich ein großes Blumenfeld, reglos die Blüten. Im Sommer verdecken sie die Bushaltestelle, und ich werde unruhig. Ich pflücke die nackten, fast durchsichtigen Halme und stelle sie in die Höhle unter der Veranda, in der unsere Mutter-Kind-Rollen das Heimweh erfolglos herunterspielen. Lena malt kleine Gesichter auf ihre Fingernägel, lässt die Finger dann verschwinden und zaubert daher ein immer überraschendes Gesicht hervor. Tage verbringe ich mit dem Grundriss eines Hauses aus Streichhölzern, es wird immer größer und erst an dem Tag fertig, an dem die Eltern kommen oder umgekehrt. Selbst aus der Ferne entscheiden unsere Eltern über den Ausgang unserer Handlungen.

Die Ankunft der Eltern steht bevor, und die Großmutter weiß, dass sie ihre Stimme wieder geschmeidig machen muss. Am Abend davor übt sie »reden« und erzählt uns, was die 100-jährige Birke im Garten schon alles gesehen hat, als plötzlich Rauch aus dem Baumwipfel aufsteigt. »Chiemst owie«, kreischt die Oma und läuft aus dem Haus. Als wolle sie sich hochziehen, ergreift sie den Stamm, so weit oben wie möglich: Großmama schüttelt ihre Enkelin aus dem Baum.

Ana fällt nicht, nur die glühende Zigarette. Großmama sammelt Beweise, jeden Sommer überreicht sie den Eltern eine Tüte, deren Inhalt aus Zähnen, Haaren, Zigaretten, zerrissenen Socken und Zerbrochenem besteht. (Sie glaubt im Ernst, dass die Eltern dieses Knäuel auf seine Bestandteile untersuchen). Nur kurz lenkt die Tüte von unserem Zustand ab; als die Eltern uns sehen, wissen sie intuitiv, dass das, was uns fehlt, in der Tüte ist. Die Mutter befremdet die Tüte, die so viel Reste enthält. Die Tüte hat allerdings nicht das Gewicht, um weitere Sommer zu verhindern.

Am Morgen schon habe ich am niedrigen Fenster zur Straße gekniet und auf die Eltern gewartet. Abends fährt ein unbekanntes Auto vor, der Körper krumm vor Sehnen. Ein schrecklicher Streich: Zwei wunderschöne Menschen steigen aus, diese Ähnlichkeit unglaublich, kann doch nicht sein. Diese beiden wollen unsere Eltern nicht mehr sein und versuchen, in einem fremden Auto an uns vorbeizuziehen. Sie kommen aus Grado in Italien: dort hat der Vater die Mutter wie eine Ikone fotografiert, eingepasst in einen spitzen Torbogen. Ihr Mann ist – als sei sie sein eigenes Werk – besoffen von dem Stück abgetrotzten Leben. So besoffen, dass er sich die ersten Jahre für alles und die letzten für nichts mehr interessiert. Auf einem weiteren Foto hat der Vater die Buchstaben einer Zeitung mit einem Zoom ganz zu sich herangeholt, die Zeitung ist wichtig, weil ihre Hände sie halten. Ich kenne ihn so nicht und weiß, dass sich seine Zärtlichkeit mit Anstrengung nicht verträgt, sie also nur ohne uns stattfinden kann.

In einem der oberen Zimmer der Großmutter steht das Klavier, das niemand berühren darf. Es gehört einem Toten und hat deshalb keine Töne mehr. Mit dem Rücken zur Wand steht es ohne Hocker da, der die Noten liest, braucht offenbar keinen Stuhl. Wir biegen uns mit Kleiderbügeln eine künstliche Hand, die die Tasten wie von selbst bewegen soll, doch mischt sich der einzige eigenständige Ton mit dem der Standuhr. Die Großmutter singt, wie sie immer schon gelebt haben muss: Verbissen und überzeugt davon, dass alles Können auf Selbstüberwindung beruhe. Ich finde eine Dose, in der Orden wie Knöpfe nachlässig durcheinander liegen. In ihr ist alles gleich wichtig oder unwichtig. Seitdem ich diese Dose geöffnet habe, mag ich die Großmutter etwas mehr.

Die Schwestern warten nackt auf die Badewanne. Das Wasser läuft ein, ist kalt, die Mädchen haben andere Formen und Farben, und der Dunkelhaarigen unter ihnen schlägt die Großmutter die Hände vom Leib. »Du dumme Kuh«, sagt sie, ihren Körper hysterisch verrenkend. »Wenn Du Dir noch einmal den Leib hältst, dann ist Schluss mit Butzi ...« – »Ach, hör doch auf mit Deiner Butzi-Hütte. Ich pfeif' auf Deine Butzi-Hütte«, sagt die Dunkle, und ich halte schockiert die Hände vor den

Mund, mein Herz wummert. Die »Butzihütte« ist eine Almhütte, zu der man weit hinauf muss, um ganz normale Dinge zu essen, die dort oben anders schmecken. Natürlich heißt keine Hütte »Butzi«, die Erwachsenen haben sie so getauft und es dann schnell vergessen. Der Name schmeichelt ihrer Erinnerung, weil sie ihren »Butzies«, also uns, diesen Höhepunkt immer wieder bescheren.

Die Arme holen aus, eine festgewachsene Gliederpuppe. Diese Frechheit trifft sie unvorbereitet, die Beine, zwei lange Stöcke, versagen ihr den Dienst. Adelig und schön sei sie gewesen und mit 36 Jahren alleine. Diese Großmutter ist kein Stoff für einen Roman, weil ich ihr übelnehme, dass ich über sie so viel in Erfahrung bringen könnte. Schon als junge Frau schob sie die Beine vor, ihr Oberkörper kam zögerlich federnd nach, die Füße nach außen gedreht, der Leib rastet ein, grelle Symbolik hilft da nicht weiter. Sie schickt die Beine vor, weil sie das Becken als den Dreh- und Angelpunkt ignoriert. Vielleicht kann ich sie besser beschreiben, wenn ich mir klarmache, welche Gesten an ihr kaum vorstellbar sind: Krabbeln, Rennen, Tanzen, das Schälen einer Orange, überhaupt die entspannte Beschäftigung mit Früchten, Nüssen, die man, um sie zu essen, knacken, schälen, öffnen muss. Was hat sie in uns gesehen? Kinder, die in sich hineinhorchen, weil die Stimmen anderer Generationen stumm bleiben. Wir sind ein Resonanzkasten, der den immer gleichen Satz der Mutter verzerrt zurückwirft: Ihr seid das Beste, was ich habe! Ein Satz, der weh tut, da Kinder ihr Fliegengewicht ständig erfahren.

Das letzte Mal sehe ich die Großmutter an einem runden Geburtstag meines Vaters, sie hat sich schon verabschiedet, in kleiner zeitlicher Verzögerung reflektiert ihr Gesicht, was um sie herum geschieht. Dadurch lächelt sie, wenn es ernst zu werden beginnt und wird ernst, wenn die Gesellschaft zu leichteren Themen übergeht. Ihre Beine, noch immer Stöcke, aber die ihr bescheinigte Schönheit kann ich jetzt sehen. Alle in mich hineingesprochenen Worte stehen zwischen mir und ihr, sie erkennt mich nicht, drückt der Mutter die Hand und gratuliert: Ilona, es freut mich sehr, dass deine Älteste »doch noch so schön geraten« ist. Wir Schwestern – ein dreiköpfiges Ungeheuer.

Wenn es Abend wird, wechselt Großmutter die Stimmung. Die Selbstgespräche hören auf, und sie ist von einer Klarheit, die uns erschreckt. In der Dämmerung, die den Tag allmählich mit den Pigmenten der Nacht durchsetzt, ist sie ganz da und sammelt Kraft für die schwarzen Stunden. Nachts arbeitet das Gift (der Vogelbeeren, denken wir). In den langen Minuten, in denen sie sich nicht zu sprechen erlaubt, horcht sie in ihren Körper hinein, der all das von anderen Erlittene in sich aufnimmt. Jetzt sind wir es, die unaufhörlich reden, umsonst die Ofenklappe öffnen, in das Loch hineinlachen, um in Umkehrung der bisherigen Reihenfolge ihrer Stimme noch eine Chance zu geben. Sie hat sich eingekapselt, nach innen verkrochen, hält vor dem Eingang ins Innere einen winzigen Vorrat an Wörtern bereit. Diese Wörter schieben Wache, bilden eine kleine Mauer, hinter die man nicht mehr gelangen kann, da das Leben dahinter schon begonnen hat. Die sieben Schläge der Standuhr haben nicht die Kraft, das rege Treiben hinter der Mauer zu erschüttern, sie klingen leise, aber doch noch wuchtig genug, um in ihr ein paar Restwörter anzu stoßen, die den Weg über ihre Lippen ins Freie finden. Noch formieren sie sich mechanisch, bald schon kann sie nichts mehr in Bewegung setzen: Schweigend essen, acht Uhr endlich ein letzter verhuschter Satz, der uns ins Bett treiben soll. Aus Mitleid mit der nach innen gestülpten Großmutter folgen wir.

Begonnen habe dieses grausame Mit-sich-sein in der Nacht, als der Bote kam. In der Erinnerung hieß er nur »Bote«, das »wie« seiner Nachricht hat ihn reduziert, so dass er seitdem ohne Namen und Adresse, aber mit einer riesigen Brieftasche durch ihr Bewusstsein stiefelt. Der Bote war eigentlich der Kollege eines Mannes, der aufgehört hatte, der ihre zu sein. Auch Vater ihrer Kinder war er nicht mehr, weil dessen Herz vor Monaten ausgesetzt hatte. Manchmal können Nachrichten zu einer noch schlechteren als nicht zur rechten Zeit kommen. Nach der Kapitulation und der krächzenden Verkündigung eines freien Österreichs kamen die Amerikaner Anfang Mai 1945 kettenrasselnd nach Zirl. Weiter nach Innsbruck vorzurücken, schien vollkommen unnötig. Nach einer Weile verwandeln die Innsbrucker diese Kränkung in Aktion. Heillos verspätet jagen sie jubelnd über die Felder den Amerikanern entgegen.

Die Großmutter empfängt den Kollegen Melter, der ihr Erkennungsmarke und andere Kleinigkeiten übergibt. Sie bittet ihn in ihr Arbeitszimmer und sperrt ab. Der Schlüsselanhänger baumelt noch, während es aus ihm herausbricht: Versprechen musste er, mit seiner Nachricht bis zur Geburt des fünften Kindes zu warten, was schwer war, denn von der Erkennungsmarke sei eine Wirkkraft ausgegangen, der er sich kaum entziehen konnte. Oft habe ihn sein Wissen, dass sein Schweigen Leben retten kann, auf halbem Wege wieder umkehren lassen. Einmal sei er schon vor der Tür gestanden, der Kleinste habe ihn aber glücklicherweise nicht erkannt. So erzählt er in vielen Variationen die langwierige Geschichte eines Lastenträgers, der mehr als die Habseligkeiten loszuwerden wünscht. Unerträglich waren die Beweisstücke, die er, um sie zu neutralisieren, im Schrank zwischen gläsernen Tieren versteckte.

Es ärgert die Großmutter, dass die Situation nun doch nicht so ist, wie sie der Tote gewünscht hat. Die Nachricht wird ihr zwar ganz richtig erst im September 1945 überbracht, der fünfte Sohn ist aber trotzdem tot. Weil das Krankenhaus in Innsbruck zerbombt war, hatte sie das unnatürlich heiße, drei Wochen alte Kind in ihren Armen nach Hall tragen müssen. Tage später dann ein Anruf. Nun muss man sagen, dass das Telefon aus Respektgründen weit oben an der Wand über der Treppe angebracht und nur für große Leute im Stand zu erreichen war. Kerzengerade stellt sie eine einzige Frage: »Und Sie konnten nichts machen?«

Lange dreht sie ihren Absatz auf der Treppe hin und her, horcht reglos in den Hörer hinein, bis Friedrich, der zweitälteste, ihn der Mutter schließlich aus der Hand nimmt. So etwas durfte nur der Friedrich machen, er kannte den Moment, an dem die Glieder von ihrem zentralen Nervensystem abgekoppelt ein Eigenleben führen würden. Noch sind die Glieder dem einen Sinn untergeordnet: Solange sie zu hören versucht, wo nichts mehr zu vernehmen ist, führen ihre Beine Bewegungen aus, die sie aus eigener Kraft nicht beenden kann. Noch einmal und diesmal viel schneller ziehen sie diese Beine nach Hall. Sie sucht das Kind, um es in ihren Armen tot an sich zu drücken. Später hat sie mir in einem Traum erzählt, sie habe während des Telefo-

nats in ihr Innerstes gelauscht und die Tiefe ihrer Verbindung zu dem toten Säugling ausgemessen. Friedrich habe sie in genau dem Augenblick erlöst, wo der Schmerz unaushaltbar zu werden begann und in Erinnerungslosigkeit umzukippen drohte. Während die Brüder, einer auf dem anderen, den Hörer aufzulegen versuchen, stürzt einer, vielleicht mit Absicht, um ihr eine kleine Selbstvergewisserung durch den mechanischen Griff zum Verbandskasten zu verschaffen. Sie hilft ihm auf die Beine, bleibt dankbar über den Sohn gebeugt, der sie auf diese Weise ans Leben erinnert.

Überhaupt sagt der Kollege Melter ihr Dinge, die sie, wenn sie ihm den Mund nicht verbietet, daran hindern werden, den Satz »Vati ist gefallen« in ihr Tagebuch zu schreiben. Es wird laut, und sie wirft ihn hinaus. Um nicht glauben zu müssen, bricht mitten im Zwiegespräch ein Lärm aus ihr heraus. An diesem Abend kocht sie aus Versehen eine ganze Tüte Nudeln und weint in das sprudelnde Wasser hinein. Es wird ein Festschmaus.

Diese Frau will fast nichts wissen, das Wenige aber, das sie wissen will, fordert sie bedingungslos ein. Tage später schreibt die Großmutter dem Kommandanten einen Brief, möchte, um ruhig zu werden, die genauen Todesumstände erfahren. Zackig und präzise bittet sie um einen klaren Satz. Die Wunde ist noch frisch, jetzt kann sie wissen wollen, ohne sie zu öffnen. Zuerst denke ich anerkennend, sie will dem Kommandanten Erläuterung und Beschreibung nicht ersparen, doch ist der Ton ihres Briefes so bestimmend, dass sich ein anderer Gedanke herausfordernd dazwischendrängt: Ihr Ton soll dem Kommandanten erlauben, an sie wie an einen Mann zu schreiben, denn sie wird von nun an Mann und Frau in einem sein. Ihr Ton will sagen, dass Pathos- und andere Durchhaltewörter ihren Wert nur im Krieg entfalten, sie jedoch den verlorenen Krieg nicht ohne Schaden überstehen.

Auf die Antwort muss sie lange warten, sie weiß, wie schwer es ist, in dünnen und kargen Worten zu schildern, ohne die Fakten in eine tröstende Ordnung zu bringen. (Dass der Kommandant vielleicht viele Briefe schreiben muss, kommt ihr nicht in den Sinn.) Ihr Mann habe sich zwischen dem 8. und 10. Mai in Kärnten an der jugoslawischen Grenze erschossen, nicht

ohne zuvor einen Brief an den Kollegen zu hinterlegen. Aus ihm geht hervor, dass er nicht lebend aus dem Krieg zurückkehren wolle und bitte, seiner Frau erst Ende September, also nach der Geburt ihres fünften Kindes, davon Mitteilung zu machen. Die Tochter eines Bauern habe den Leblosen in der Nähe von Arnoldstein bei Villach gefunden und ihren Vater herbeigerufen. Jener habe den Inhalt seiner Taschen geleert, den toten Offizier begraben und die Wertsachen dem Kommandanten übergeben.

Die Großmutter schreibt dem Bauern, der schon bald mehr als ein Totengräber ist. Sie will den sprechen, der ihrem Mann zuletzt in die offenen Augen gesehen hat. Irgendetwas will er ihr sagen in einem günstigen Moment. Zwischen Arnoldstein und Innsbruck gehen Wörter hin und her, und bald weiß sie, dass der Bauer ihren Mann, der wie ein Rätsel im Gras gelegen haben muss, nicht von oben herab betrachtet hat. Die Großmutter, die noch keine ist, hat einen riesigen Bildervorrat im Kopf, und über diese Bilder habe ich wohl mehr mit ihr gemein, als mir lieb ist: Toter Mann im Schnee, zu dem keine Spuren führen. Die Großmutter lässt den Toten so lange dort begraben sein, wie der Bauer lebt. Dann wird er umgebettet. Er ist nicht gefallen, sondern hat sich selbst gerichtet.

Nach Kriegsende ist die Großmutter mit dem Überleben beschäftigt, sie näht Hemden und verkauft sie in der Nachbarschaft. Kein Kragen sitzt über der Knopfleiste. Auf dem Markt wird ihr ein einziges Hemd, das beste aus Mitleid abgenommen. Ihre hemdenverkaufenden Jungen ziehen die Leibchen hinter dem Blumenfeldbuckel wieder aus. Zuhause merkt sie, dass sie das Schnittmuster mit eingenäht haben muss. Ihre Verbissenheit gleicht den Mangel an Geschick aus. Die Pein der Söhne wird dadurch vermehrt, dass sie die unverkauften Hemden auftragen müssen.

Seit »Vatis« Tod mag die Großmutter keine Verwandten mehr, auch uns nicht, die wir viel später kommen, da wir ihren Mann über Erzählungen und Fotos zu kennen meinen, ohne dass er uns zurückkennen kann. Oft denkt sie an seinen Besuch an Weihnachten 1944, nicht nur, weil es der letzte war. Obwohl

es eigentlich schon keine Rückkehr mehr war, muss er sie noch angefasst haben, und sein Griff war gar nicht kalt.

Um sich zu beschäftigen, hält er Anfang 1945 gespenstische Vorlesungen vor nahezu leeren Bänken. Nur alte Weiblein möchten etwas von Michelangelo hören, sie können sich jetzt trauen und finden einen Platz. Schwarz und reglos sitzen sie schon etliche Minuten vor Beginn der Vorlesung im Saal, der Kiefer wackelt noch, bald sind sie aufmerksam und still. Dass es alte Frauen sind, die seinen Worten lauschen, ist ihm gar nicht aufgefallen. Erst als die wenigen immer weniger werden, bittet der Professor seine Frau, seine Vorlesung zu besuchen. Sie soll seine Worte abwägen, denn seit sich der Krieg zwischen seine Themen geschoben hat, hat er die Verbindung zu ihnen verloren: »Wenn ich Quatsch rede, musst Du laut husten«, instruiert er seine Frau. Die Frau aber findet immer einen anderen Grund für ihr Ausbleiben.

Im April 1945 meldet der Professor sich freiwillig zurück an die Front. Vier Söhne und eine Mutter bringen den Vater zum Oberleitungsbus, davor plündert die Mutter das Blumenbeet der Vermieterin, um dem Vater einen Strauß ins Knopfloch zu stecken. Die Vermieterin ist eine Frau, die am Leben ihrer Mieter so lange teilhat, wie alles gut ist. Ihren Spitznamen hat sie sich in der Zwischenzeit längst verboten, und auch der Eingang wird nicht mehr geteilt. Der Älteste pflückt Unkraut vom Weg, damit er etwas zu tun und in der Hand hat. Der Vater steigt in den Bus, stellt sich – ohne wie sonst eine Fahrkarte zu lösen – an das hintere Fenster. Das letzte: ein deutscher Gruß. Über die Drähte holt sich der Bus den Strom und fährt davon.

Tags zuvor ein eingefädelter Abschied: Der Vater war mit den älteren Buben zum Kerschbuchhof hinaufgestiegen. Auch in Bergfilmen steigen Liebespaare oder Väter und Söhne zu einem Ort hinauf (seltener auch hinunter). Lange muss man den Menschen auf dem Weg nach oben zusehen; die Landschaft soll beim Formulieren helfen. Irgendwann geht es nicht mehr weiter, und der Sprecher muss sich ohne wenn und aber mit dem Grund des Aufstiegs befassen: »Ihr müsst Euch jetzt um die Mutti kümmern.« Und: »Es wird jetzt immer mehr so sein, dass man auf die

Offiziere schimpfen wird.« Die Buben sind irritiert, er hat ihnen doch, da kein Papier mehr da war, Briefe auf Holz geschrieben, hat in Leningrad ein russisches Schiff versenkt, das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten. Dem Ältesten gibt er ein Zettelchen:

- Einmal jede Woche an die Großeltern schreiben
- Immer sehr lieb zu Mutti sein
- Den Holzstoß auf dem Balkon von der Westseite auf die Südseite versetzen

Die Buben wundern sich, dass seine Aufträge aus einmaligen und wiederholbaren Verrichtungen bestehen. Im Prinzip alles machbar, nur das: »Immer sehr lieb zu Mutti sein« ist ein schwer erfüllbarer und daher ganz unglaublicher Wunsch, mehr eine Art lebenslänglicher Merksatz.

»Schwer, ohne Mann zu leben, jetzt, wo der Leib noch blüht«, steht im Tagebuch der Großmutter, die sich fragt, ob sie je wieder nach Antwerpen zu dem »Mann mit der Medaille« fahren wird. In Antwerpen war sie einmal gewesen, um sich ein Bild Hans Memlings anzusehen. Über den Künstler Memling hat sie ein Buch geschrieben, nicht ahnend, dass diese Beschäftigung ihre Liebe vorbereiten würde. Bei ihrem ersten Besuch in Antwerpen ist sie vielleicht, nicht unbedingt vor dem Bild von Memling, an einer Frau vorbeigegangen, deren Armut sie erstaunt hätte. Mit derart verkleideten Menschen hat sie – so viel ist sicher – in jenem Moment ihres Lebens keine Blicke getauscht, und deshalb weiß sie, dass es eigentlich nicht die Augen der Mutter ihrer Schwiegertochter sein können, die sie viel später so dauerhaft beobachten. Dieses irgendein Auge jedenfalls zwingt sie, ihr Buch über Memling Seite um Seite durchzustreichen, bevor sie 1950 katholisch wird. Das durchgestrichene Buch ist ihre ganze Hinterlassenschaft.

Das erste Mal habe sie das Auge gefühlt, während sie, einen kleinen Eimer neben sich, mit einer mickrigen Bürste den Kirchenboden scheuerte. Von oben und angesichts des Kirchenschiffes mussten ihre Utensilien wie Puppenputzzeug wirken, schönstes Folterwerkzeug einer Frau, die jede Bewegung als Stich in den offenen Knien, dem müden Kreuz, dem krummen

Rücken spüren will. Sie weiß nicht, dass kein Auge auf sie herabsieht, sondern eines sie durch die Gittertür fixiert: Unmöglich kann der Aushilfspfarrer gelesen haben, was sie gerade 36-jährig in ihr Tagebuch schrieb. Nicht nur deshalb wird diese Liebe ohne Worte und Berührung ausgetragen, die Risse in den Fliesen werden das Wasser sammeln, es wird ein bisschen stehen, eine Stunde oder zwei, vielleicht hält der Boden den Augenblick auch fest. Erregter ist das Auge, das den reglosen Aushilfspfarrer wiederum nur von hinten durch die Türe spähen sieht. Dieses Auge auf dem Rücken des Pfarrers gehört dem besonderen Sohn, der zeitlos ist. Friedrich verfügt über Möglichkeiten, Momente aus dem Dasein herauszulesen, die wichtig sind. Zeitlos ist er, da jeder seine besonderen Eigenschaften erkennt. Friedrich sieht sehr viel, ohne es auf sich zu beziehen. Er ist wenig verstrickt und ganz ohne Absichten. Auch falsche Wörter erkennt er sofort, mit großer Geduld treibt er entweder die Menschen oder deren Wörter aus dem Haus. Seine Mutter hat ihren Wortschatz bereits um ein Drittel reduziert. Der älteste Sohn ist, weil die Geduld fehlte, längst in Amerika.

Ob die See in Eckernförde bei Schleswig ruhig oder unruhig war, ist ein Gedanke, der dem Wetter, den Elementen, der Atmosphäre Absichten unterstellt. Den anbrechenden Tag so zu schildern als habe er von Friedrichs Ende schon gewusst, wäre eine Befriedung der Ereignisse und ihm ein unnötiges Wortaufkommen gewesen. Die See also war ruhig oder nicht und man weiß es so sicher wie die Beschreibung eines Freundes sein kann, dass Friedrich mit einem dumpfen Pochen in der Magengegend aufsteht und dieses übergeht, nicht durch ein Frühstück unnötig beschwert sein will, die Brote lieber einsteckt und einige der Meerestiere beim Namen nennt, die er an diesem Tag zu sehen hofft. Obwohl oder weil er es nicht beachtet, hat das unregelmäßige Pochen die Zeit aber schon irritiert, die Angst vor der Verspätung hat die Minuten gedehnt, den Schritten zum See ein ungewohntes Tempo auferlegt. Hin und wieder hängt ein Vogel mit dem Kopf nach unten am Baum. Friedrich achtet auf jede seiner Empfindungen, seine Ausrüstung ist leicht, obwohl er alles dabei hat. Der Freund, der sich an diesem Morgen noch über nichts gewundert hat, setzt sich zu Friedrich ins Gras. Sie

sprechen über die Welt unter der Oberfläche, hier, beim Reden habe Friedrichs Pochen aufgehört, so erinnert sich der Freund an das Gespräch, auch an zwei Wasserschildkröten, die sich nach einer Zeit unter freiem Himmel an dem Felsen entlang nach unten bewegen. Die Freunde sprechen etwas zu lange, der Reiz des Hinabtauchens hat sich verflüchtigt, und die Namen der Fische sind schon weniger unaussprechlich.

Stunden später sitzt der Freund wieder im Gras und dreht die Brote in der Hand. Die Großmutter kann sich nicht erinnern, wie oder ob der Freund ihr den Vormittag am See geschildert hat. Niemand hat sich den Namen des Brotes drehenden Freundes dauerhaft gemerkt, da er irgendwie dabei und nicht dabei war. Er kann nur sagen, was er nicht gesehen hat. Unter der Wasseroberfläche sei Friedrich nämlich, wie um sich zu verstecken, zur Seite hin weggetaucht und habe noch ein unhörbares Wort geformt. Das Wasser ist kein Element für Wörter. Dennoch hat der Freund mit der Unglaubwürdigkeit zu kämpfen, da er einen vorherigen Austausch unter Wasser erwähnt. Die Ausrüstung wird geborgen, sie ist unversehrt, die Todesursache unklar. Für die Großmutter ist es der dritte Tod, den keiner mit angesehen und man ihr in dürren Worten berichtet hat.

Das Telefon klingelt in Amerika, gerade hat der älteste Sohn der Großmutter mit großer Zärtlichkeit vom Bruder geträumt: Erleichterung, die Mutter. Sie anzurufen hatte er immer aufgeschoben. Er will ihr erzählen, dass das bisher einzige Fest in seinem Leben ihm Glück gebracht hat. Auf dem Sofa habe er Hand in Hand mit der Gastgeberin gegessen, er sei zu allem bereit; sie sei ihrem Mann davon und ihm mit einem kleinen Mädchen zugelaufen. Die Bettwärme hat sich noch nicht verflüchtigt, heute hätte der Brief an die Mutter geschrieben werden sollen. Der tote Bruder sollte die Mutter auf einen Besuch einstimmen, ihr die bösen Wörter waschen oder wenigstens auskämmen. Ihre Wörter sind nämlich international verständlich. Das Telefonat besteht aus einem kurzen Satz der Großmutter und einem kehligen Laut. Sie hat einen komischen Ton durch ihren Hals nach Übersee geschickt und damit eine trockene Stelle in ihm berührt.

Der älteste Bruder fährt nach Europa, um den Bruder zu begraben. Auch will er der Mutter von der Gastgeberin erzählen. Die Mutter ist klein und dünn geworden, zu dünn für seine Wörter, die – das weiß er – nach unglaublich starken Reaktionen verlangen. Nach seiner Rückkehr schickt er ihr stattdessen Bilder: Eine Frau mit existentialistischen schwarzen Augen vor einer architektonischen Zeichnung, ähnlich einem vergrößerten Stadtplan. Man sieht in ihren Augen, dass sie nicht über ihren Hintergrund herrschen, die Frau in dem Gewirr der Straßen und Wege wohl verloren wäre. Ausgesetzt vor dem Plan wirkt sie blass, die schwarzen Balken und Strichellinien führen durch sie hindurch. Dass die Frau auf dem Bild vor einer seiner Zeichnungen sitzt, ändert nichts an der schroffen Reaktion der Großmutter: »So oder so haben die Juden in Europa ausgedient!«, lautet ihre Antwort. Ungewaschene Wörter, die dennoch ein Treffen vorbereiten sollen. Dass die existentialistische Frau davongekommen ist, verdient Respekt und wertet sie auf. Für eine so unwahrscheinliche Existenz macht sich die Großmutter schön. Die Frau soll wissen, dass sich unter ihren Feinden auch gepflegte und kultivierte befinden. Sie feilt an ihrem Englisch, jetzt weiß sie, für wen sie es aufgespart hat. In der Fremdsprache kann man sich begegnen, muss sich vor Wörtern nicht hüten. »Immerhin hat sie ihr Schicksal vor dem jiddischen Slang bewahrt«, denkt die Großmutter. Keine von beiden soll ihre Muttersprache sprechen dürfen, selbst wenn die Fremdsprache überflüssig erscheinen sollte. In ihr kann man neue Wege gehen. Die Großmutter ist gebildet, ihre Themen sind ganz aktuell. Das Judentum ist ein historisches Phänomen, das wird man doch wohl mit der Schwiegertochter besprechen dürfen.

Reden kann man mit ihr über alles, nur zeigen darf man der Großmutter nichts. Bilder sind Propaganda, wirklich echt sind geritzte Feldnachrichten auf Holz, weil weder Stift noch Papier in den Kessel drang. »Der Krieg vernichtet alle Menschen auf die gleiche entsetzliche Weise. Glaubt den gestellten Bildern nicht!« Immer wieder erzählt sie der existentialistischen Frau von den Prozessen in Frankfurt, in denen in Bildern nach Beweisen gesucht wird, da die Zeugen nicht Wort halten. Nicht einmal einen Augenblick, sie nehmen immer andere Worte, sagen »ich

glaube« und »ich denke« und »soweit mir erinnerlich ist«; sie halten den Befragungen eben nicht stand, fransen aus, schweifen ab, widersprechen sich. Und deshalb hat man Greuelbilder geholt und aufgestellt, die dem Leser jetzt aus Zeitungen unaufgefordert entgegen schreien. Die existentialistische Frau sagt nicht »soweit ich mich erinnere«, sie sitzt einfach nur da und beweist, ja was eigentlich? Dass das Gesicht eines Menschen über vierzig Muskeln verfügt.

Wenn man bei einem Besuch etwas liegen lässt, heißt das, dass man wiederkommen will. Meine Mutter hat ihr kein Wort dagelassen und kommt trotzdem immer wieder. —

(»Tirol« ist ein Auszug aus dem noch unveröffentlichten Roman »Olympische Dörfer«, der die Spur einer Familie von Belgien über USA und Kanada nach Österreich und Deutschland liest.)